

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 178

Posen, den 6. August 1929

3. Jahrg



3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Jawoll, der Herr Graf hat mir befohlen, ich soll mir von wegen der Arrangements an die jüdische Komtesse und an den Herrn Doktor wenden, gerade war ich dabei, die paar Zentefolien rauszufuchen, aber der sieht man mau aus, allens schon abgeblüht.“

„Könnte da uns nicht am Ende Herr Lechpointner aus-helfen?“

„Awer jehwisch doch, soll ich mal rüberpringen?“

„Lassen Sie nur, ich werde den Herrn Lehrer selbst auf-suchen.“

Der Gärtner fingerie an der Hosennaht herum.

„Wenn ich mir eine Frage erlauben dürfte, wann kommt denn Durchlaucht an?“

„Morgen Abend 20.20 Uhr in Lohberg, die Herrschaften werden also kurz vor neun Uhr hier sein, für um zehn Uhr ist Salatafel befohlen.“

„Salatafel?! — Morjen?!“

Unwillkürlich blickte ich auf — die Frage hatte seltsam erregt geklungen, ganz ohne den Beifall des Berliner Dialekts.

„Ja, selbstverständlich,“ sagte ich, „der Fürst kann doch nicht hungrig zu Bett gehen.“

Wilhelm grinste.

„Aee, der stimmt auffallend, Herr Doktor, denn wird wohl im kleinen Speisezimmer jedeckt, nicht?“

„Nein, natürlich im Saal, es sind doch immerhin mehrere Gäste: „Herr von Bidacowicz, Vicomte de Buisseret, Herr von Korff.“

„Ei weiß, da muß ich ma awa ecklich dazuhalten, der allens fertig wird, allein die Jirlanden, zwölf Stück, na, ich hawe ja zwee Duzend Weimer aus 'm Dorf bestellt — und der is also sicher, der morjen Awend um zehn Uhr im großen Festsaal jessen wird?“

„Ganz bestimmt, ich werde jezt erst mal zu Herrn Lech-pointner gehen, und dazwischen können Sie sich bei der Komtesse nähere Instruktionen holen.“

„M. w., machen wir, Herr Doktor, nun muß ich jezt nach-gehen, wie weit de ollen Weiber mit ihren Jirlanden sind.“

Hat der Kerl eine Quadratschnauze, dachte ich und schlug den Weg nach dem Schulhaus ein. — Der junge Lechpointner stand vor der Tür und sah, eine Zigarette rauchend, den spielenden Kindern zu.

„Ah, grüß Gott, Herr Doktor, wollen S' zu mir? Wir haben grad' Unterrichtspause.“

Ich drückte dem Lehrer die Hand.

„Es ist eine Bitte, die mich zu Ihnen führt, Graf Eckartstein erwartet für morgen abend den Besuch des Fürsten Zdenko von Illyrien — — —“

„Ach nein!“ In den Zügen des jungen Mannes malte sich grenzenloses Erstaunen. „Was Sie nicht sagen, — für morgen?! Und habe immer geglaubt, der hohe Herr kommt erst in vierzehn Tagen!“

„Nach den ursprünglichen Dispositionen, aber gestern traf ein Telegramm ein, die Jagd findet übermorgen statt, und nun brauchen wir zur Ausschmückung der Tafel für morgen Abend ein paar Rosen, lachsarbene oder zart rosa getönte. Ich sprach soeben mit dem Gärtner, er meinte, Sie würden vielleicht die Blüte haben uns auszuheilen.“

„Aber gern, Herr Doktor, aber selbstverständlich!“ Lech-pointner warf den Zigarettenstummel weg und rief den Kindern zu:

„He da, ihr G'rassel, geht nur einstweilen in die Stube und nehmt eure Rechenaufgaben vor, aber hübsch brav sein,

ich komme gleich!“ Dann wandte er sich zu mir: „Sollen's Topfpflanzen sein?“

„Nein, möglichst langgestielte, gleichfarbige Rosen für einen silbernen Tafelaufsatz, etwa so wie da drüben,“ und ich deutete auf einige hochstämmige Stöcke, die trotz der vor-gerückten Jahreszeit noch in vollster Blüte standen.

Der junge Lehrer überlegte einige Augenblicke.

„Und wieviele?“

„Da wird es wohl am besten sein, wenn Sie sich die Jar-diniere selbst ansehen, wir brauchen die Blumen ja erst morgen abend.“

„Gut, Herr Doktor, dann komme ich gleich nach Schulschluß einmal ins Schloß.“

„Ist recht und vielen Dank, Herr Lechpointner!“

„Bitte schön, keine Ursache, es freut mich, wenn ich dem Herrn Graf einen Gefallen tun kann.“

Befriedigt von meiner Mission trat ich den Heimweg an und ging gleich nach dem Festsaal. Dort kniete Gräfin Ros-marie vor ganzen Stößen alten, schweren, wappengeschmück-ten Familiensilbers, blütenweißen Damastes und köstlichen Porzellans, während Borsl, Mag'l und der Gärtner ihr Handreichungen taten.

„So, ich meine, das wird genügen, nur noch den Tafel-aufsatz, aber Vorsicht, Borsl, nicht fallen lassen!“

Es war ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst, Phoebus, den Sonnenwagen lenkend, darstellend.

„Melde mich gehorsamst zur Stelle,“ sagte ich, „kann ich mich irgendwie nützlich machen?“

Das junge Mädchen nickte mir freundlich zu.

„Nein, danke schön, ich bin gleich fertig, in einer Stunde essen wir zu Mittag und — ehe ich's vergesse — wollen Sie heute Abend mit nach Lohberg fahren?“

„Gern, wenn ich darf.“ Dann ging ich nach unseren Zimmern hinüber, wo ich Klien bereits antraf.

„Na, schon zurück?“

„Wie du siehst. Und nun berichte mal, aber bitte aus-führlich.“

Mein Freund brannte sich eine Zigarette an.

„So, so, bei Herrn Lechpointner warst du also auch, ein netter Mensch, bescheiden, zuvorkommend.“

„Ja, ich begreife nicht, daß er sich hier in dem Hinkelnest vergräbt, Graf Eckartstein würde doch seinem ehemaligen Sekretär gern eine bessere Stelle verschafft haben.“

„Der Mann hängt eben an Niedingen und nun, sag' mal, Ernst, der Lehrer will also die Rosen für den Tafelaufsatz liefern?“

„Ja, ein Prachtstück, fast zu groß und wichtig; zur Füllung des Hohlraumes werden mindestens hundert Rosen not-wendig sein.“

Peter sah mich plötzlich starr an, in seinem Blick war etwas seltsam Visionäres. Nun schlug er sich mit der Hand vor die Stirn.

„Herrgott — — — Herrgott — — — Ernst . . .“

„Was um Himmels willen ist denn los?!“ fragte ich ganz erstaunt.

Klien war aufgesprungen, durchquerte mit langen Schritten das Zimmer; jezt blieb er vor mir stehen.

„Menschenkind, weißt du auch, daß ich um ein Haar die größte Dummheit meines Lebens begangen hätte?!“

„Das — verstehe ich nicht!“

„Weil ich so in meine Theorie verrannt war, daß ich überhaupt keine andere Möglichkeit in Betracht zog und nun — —“ er brach ab und nahm, stoßweise rauchend, seine Wanderungen wieder auf. „Siehst du, mein Alter, das ist die große Gefahr meines Berufs, wenn man durch eine Reihe von Erfolgen selbstsicher gemacht wird, da übersieht man dann oft das Nächstliegende, und wäre mir diesmal nicht der Zufall zu Hilfe gekommen — — —“

„Aber, ich begreife noch immer nicht. — — —“

„Ist auch nicht nötig.“ Peter schmunzelte: „Sedenfalls bin ich tief in deiner Schuld.“

„In — meiner?!“

„Ja, du harmloser Mitteleuropäer, in deiner! — Es kann ja sein, daß ich mich auch jetzt noch irre, dann stimmt eben die andere, ursprüngliche Annahme. Aber hättest du nicht — na, Schluß der Debatte, und jetzt wollen wir uns rasch umziehen, um bei Komteß Rosmarie Ehre einzulegen.“

Eine Welle lang grübelte ich noch dem seltsamen Wesen meines Freundes nach, dann gab ich das Rätselraten auf; denn Klens Geheimnisfrämerei in beruflichen Dingen war mir ja nachgerade bekannt. Eine Einladung, mit nach Lohberg zu fahren, hatte Peter abgelehnt, und so wurde mir denn die Ehre zuteil, Gräfin Rosmarie begleiten zu dürfen.

„Nun freue ich mich schon auf das Gesicht, das die Frau von Henneberg machen wird,“ sagte das junge Mädchen lächelnd und lehnte sich tiefer in die weichen Federpolster des Wagens zurück. „Wissen Sie, sie hält nämlich so arg auf Etikette und findet es sicher sehr unschicklich, daß wir beide ganz allein fahren.“

Daran hatte ich noch gar nicht gedacht.

„Oh — hoffentlich wird Ihr Herr Vater mir diesen Verstoß gegen den ungeschriebenen Sittentodex nicht übelnehmen!“

„Ah wol!“ Komteß Rosmarie lachte, daß die weißen Mausezähnen wie eine Perlenkette hinter den kirchroten Lippen blühen: „Papa meint immer: Ein Mädchen muß schon sehr schlecht erzogen sein, wenn man's nicht einmal für eine Stunde mit einem jungen Mann allein lassen kann. Aber — hallo!“ unterbrach sie sich, „ist das dort net der Herr Bechpointner? Toni halten Sie mal!“

Es war wirklich der Lehrer, der grüßend den Hut lüftete.

„Grüß Gott, Herr Bechpointner,“ die junge Gräfin reichte ihm freundlich die Hand; „wohin wollen Sie denn?“

„Nach Lohberg zu dem Münchener Reunühr-Zug; ein lieber Freund ist ernstlich erkrankt und bat mich um mein Kommen.“

„Ach nein, so was! Ja, da steigen Sie nur auf, im Wagen geht es doch besser als auf Schusters Kappen, gelt?“

„Sehr gültig, gnädigste Gräfin! Darf ich fragen, ob die Herrschaften Besuch erwarten?“

„Papa hol' ich ab und die Frau von Henneberg. Wissen S', morgen kommt doch der Fürst und da gab's noch so allerhand zu besorgen, was man in Lohberg nicht bekommen kann.“

„Ja freilich, für die Abendtafel; sind denn morgen auch schon Gäste da?“

„Aus der Nachbarschaft niemand, aber der Fürst bringt ja noch Herrn von Bidacovicz, Vicomte de Buissere und Herrn von Korff mit.“ —

„So — so, also nur ein petit comité.“

„Das schon, aber wir lassen doch im großen Festsaal decken, und Sie wollten ja so liebenswürdig sein, uns einige Rosen zu spenden.“

„Oh bitte, gnädigste Gräfin.“ Bechpointner lächelte verbindlich. „Es ist mir eine ganz besondere Ehre und eine Freude obendrein, ich habe in Ihrem Hause soviel Gutes genossen — — —“

Im stillen bewunderte ich die ruhige Sicherheit des jungen Mannes, der in seinem hellgrauen, gut sitzenden Schneideranzug mit dem kurzen rehbraunen Ueberzieher eine tadellose Figur machte.

Dann blickten grüne, rote und gelbe Lichter auf, der Wagen studierte über das holperige Pflaster des Landstädtchens und hielt wenige Minuten später vor dem Backsteingebäude des Bahnhofs, gerade, als die Schranken an den Uebergängen geschlossen wurden.

Gleich danach glühten in der Dunkelheit zwei Lichter auf, wie funkelnde Raubtieraugen, kamen rasch näher, ein Schüttern und Dröhnen, nun ein langgezogener Pfiff, und der Zug fuhr ein.

Ich riß die Tür eines Abteils 1. Klasse auf, an dessen Fenster ich Graf Eckartstein erkannt hatte, half Frau von Henneberg beim Aussteigen und nahm dann all' die Pakete und Päckchen in Empfang.

Der alte Herr beugte sich zu seiner Tochter nieder und drückte ihr einen Kuß auf die rosige Wange.

„Na, Kind, alles wohl daheim?“

„Ja, Papa,“ mit beiden Armen umschlang Komteß Rosmarie ihren Vater, „aber weißt, froh bin ich doch, daß du wieder da bist — ich weiß nicht, mir war so bange zumute.“

War das ein Leben und Treiben schon vom frühen Morgen an! Graf Eckartstein stand mitten auf dem Hof, kommandierte mit Stentorstimme das Aufhängen der Girlanden, während ein Duzend Dorf Frauen den frisch aufgeschütteten Kies mit Rechen bearbeiteten. In der Halle und auf den Treppen wurden dunkelrote Läufer gelegt, riesige

Rübel mit Blattpflanzen aufgestellt, und der Gärtner war dabei, den Festsaal in einen Wintergarten umzuwandeln.

Mitten in dieses Toben-Wabohu hinein schneiten zu allem Ueberfluß noch sechs Ankömmlinge: die vier Aushilfskafoten und zwei Kutscher, deren glattrasierte, in würdevolle Falten gelegten Gesichter mit vornehmer Geringschätzung den Betrieb dieses aufgestörten Ameisenhaufens musterten.

„Rosmarie! — Mäd'! — Maus!“ Graf Eckartstein war schon ganz blaurot im Gesicht. „Ja, Herrgottsfra, wo steckt denn nur meine Tochter?“

„In der Kuch'l,“ rapportierte der Marf.

„Aber die Leute müssen doch untergebracht werden und was zu essen kriegen!“

„Vielleicht kann ich mich ein bißel nützlich machen,“ schlug mein Freund vor: „Kommen Sie nur mit,“ wandte er sich an die sechs, und führte sie nach den für die Domestiken bestimmten Räumen.“

Ich benützte diese Gelegenheit zu einem kleinen Refugnosierungsgang. Aus der Küche klang helles Lachen, dazwischen das Klappern von Töpfen und Tiegeln. Nach kurzem Zögern trat ich ein:

„Ist es erlaubt?“

„Nur herein, wenn's kein Schneider ist!“ rief Komteß Rosmarie und hielt ein junges Mädchen empor, das halb gerupft war. „Wollen Sie mithelfen?“

„Nein, danke, o Himmel — wer soll denn all diese Herrlichkeiten aufessen?“

„Das ist nur ein kleines Vorspiel, heute Nachmittag kommt noch ein Koch aus München, ein Künstler in seinem Fach, wir müssen doch Ehre einlegen!“

Inmitten der zahlreich vertretenen Weiblichkeit fühlte ich mich nicht ganz am rechten Plaze und retirierte schleunigst nach dem Garten hin, um dort in Ruhe eine Zigarre zu rauchen. — Aber kaum hatte ich mir ein idyllisches Plätzchen unter einer schirmartig überhängenden Bluthuche ausgesucht, als ich den Oberförster näherkommen sah. —

„Ah! Grüß Gott, Herr Doktor! Wissen Sie vielleicht, wo der Herr Graf und Ihr Freund stecken?“

Ich schüttelte dem Beamten die Hand.

„Graf Eckartstein war vorhin auf dem Hof, Peter betreut die soeben eingetroffenen Hilfskräfte, und Schloß Niedingen ist in ein Heerlager verwandelt.“

„Aha, verhalben haben Sie sich wohl auch hierhergeflüchtet?“

„Erraten! Aber was bringen Sie Gutes?“

Reutter sah sich vorsichtig um, ob auch kein unberufener Lauscher in der Nähe sei.

„Nichts besonderes, bei mir ist Besuch angekommen.“

„Besuch?“ Doch dann hatte ich recht verstanden. „Wohl aus München?“

„Ganz recht, ich dachte, vielleicht würde es Herrn Müller lieb sein, wenn er die Leute heute schon sprechen könnt', ah — da kommt er ja!“

Klen schlenderte den Gartenweg hinab, nun hatte er uns entdeckt.

„Schön guten Tag, Herr Oberförster! Alles im Lot?“

„Jawohl, meine Haushälterin ist noch gestern Abend auf den Schub gebracht worden, und der Knecht hilft hier mit.“

„Famos.“ Mein Freund hatte Reutter unter. „Nun hören Sie mal, — sind Sie heute abkömmlich?“

„Am Tage vor der Jagd?“

„Es liegt mir aber sehr viel daran — auch in Ihrem Interesse!“

„Ja, aber ich weiß wirklich nicht — —.“

„Na, ich will Ihnen mal was sagen. Am Nachmittag können Sie meinetwegen ungehindert Ihren Pflichten nachgehen, aber von fünf Uhr an müssen Sie zu meiner Verfügung stehen.“

„Das ließe sich vielleicht machen — wenn es unbedingt sein muß.“ —

„Es muß sein!“ —

„Und wo soll ich Sie auffuchen?“

„Gar nicht; ich komme so gegen ein halb vier Uhr zu Ihnen und hole Sie ab. Vorher möchte ich noch mit den Hilfsförstern sprechen und ihnen meine Direktiven geben.“

Wir gingen langsam nach dem Schloß zurück und trafen in der Halle mit Graf Eckartstein zusammen.

„Himmel, ist das eine Wirtschaft! Soll mich bloß wundern, ob wir bis zum Abend fertig werden. Und wie sieht's im Revier aus?“ wandte er sich an den Oberförster.

Reutter nahm die Hacken zusammen.

„Alles in bester Ordnung, Herr Graf, ich denke, Durchlaucht wird zufrieden sein, wenn nur das Wetter aushält.“

„Wollen es hoffen, ein verregneter Jagdtag, das hätte gerade noch gefehlt.“

Peter räusperte sich.

„Eine kleine, unbedeutende Programmänderung wird wohl noch nötig sein . . .“ (Fortsetzung folgt).

Orte des Grauens und ihr Geheimnis.

Von Ferdinand Bruger.

Wir denken bei obiger Ueberschrift an alte Schlösser und Burgen mit ihren unterirdischen Verliehen, an einsame Kreuzwege, um die noch ungeführte Laten „wehe!“ schreien . . . Sagen und Mären umgeistern alles. zerfallenes Gemäuer, Gespenster finden im Grab nicht Ruhe und irren, zu ewiger Wanderchaft verdammt, um Turm und Mauerwerk. Gibt es dergleichen? Seit Raim die rucklose Hand zum Brudermord erhob, seit Menschenherzen in Leidenschaft, in Lieb' und Haß geschlagen — seit Urbeginn der Welt ward auch Gewalt verübt!

Hier soll die Rede von etwas ganz Besonderem sein, von jenen Orten, wo Menschen, auf ewig eingekerkert, verzweifelt und starben, wo Stunden sich zu Jahren dehnten, und alle Qualen der Qual, der Grausamkeit und Rachsucht entfesselt schienen. Wer kennt nicht Lord Byrons ergreifendes Gedicht „Der Gefangene von Chillon?“ Darin ist mit Meisterhand all das geschildert, was sich an Leid und Jammer auf einen adertühnen, freisheitsdürstenden Menschen häufen kann! Noch heute spiegelt das alte Schloßchen die schneeweißen Mauern, die Türme und Zinnen im tiefen Blau des Genfer Sees. Bonnard's Denkmal in dem dunklen Verließ erzählt jene alte Geschichte; den Namen des Freiheitskämpfers hat der Dichtermund unsterblich gemacht!

Aber wie vielen war kein solch versöhnendes Los beschieden! Nichts gibt mehr Kunde von ihrem Leiden und Sterben . . . die grauen Mauern drohen düster und geheimnisvoll — steinernde Gräber . . .

Das älteste Bauwerk dieser Art dürfte die „Moles Hadriani“, die Engelsburg sein. Dies machtvolle Denkmal Kaiser Hadrians (139 n. Chr.) überragt die alte Roma noch heute; aber die Grabstätte wird Festung und Kerker, — und Päpste suchten Zuflucht in ihr. Von geheimnisvollen Morden scheinen die ruhelosen Schatten der Borgia zu raunen, — hier in lichtlosen Gewölben haben gemarterte, entehrte Gefangene ihr Dasein verflucht . . . Heute, nach schier zweitausend Jahren, scheinen die müden Mauern erstarrt und seelenlos, ein Denkmal nur aus längst vergangener Zeit. Durchforschen wir die Geschichte Italiens, so ist wohl eine Stadt in ganz besonderem Maß vom Hauch des Geheimnisses umweht, Venedig, die einstige Herrscherin des Mittelmeeres, die Stadt der schönen Frauen, der alten träumenden Paläste. Wohl selten wohnten Licht und Schatten, Lebensrausch und Todesnacht so dicht beisammen wie in ihr. Die Geschichte ist reich an seltsam-ungeklärten Morden, denn hier waltete der geheime „Rat der Zehn“, hier glühten die berüchtigten „Bleidächer“ in flammender Sonne über unglückseligen Gefangenen, oder durchschauerten ihn mit Eiskälte die schrecklichen „Brunnen“, jene grauen Kerker tief unterm Meerespiegel. Die „Serenissima“ Venedigs zeigt schon in der Handhabung ihrer Justiz den gerade dem Mittelalter so eigentümlichen Zug verantwortungsloser Brutalität. Der einer Tat Verdächtige wird von den Schirren unverhohes ausgehoben, kommt in den Dogenpalast (manchmal verhört, häufig auch nicht), von aller Welt verlassen schmachtet er in furchtbaren Kerkern und Verliehen . . . verschwindet, — — und niemand weiß wohin? Nur die Lagunen verraten zuweilen sein Ende und spülen den entseelten Leib ans Ufer. Casanova hat uns die gefährvolle Flucht aus den „Bleidächern“ erzählt.

Heute sind diese grauenvollen Kerker zerstört, niemand vermag mehr ihre Geheimnisse zu ergründen, nur die „Seufzerbrücke“, über die einst alle zu Nacht und Qual verdammt hingeghritten, blieb erhalten.

Eines scheint bemerkenswert: Nur ganz wenige dieser schauerlichen Kerker stehen noch. Es kam der Tag, wo sich das stumme, geknechtete Volk zusammenrottete, seiner rasenden Wut schienen diese dunklen Mauern Symbole der Gewaltherrschaft, ihr Gall das Morgenrot der Freiheit; so brach es seine Ketten, indem es jene niederriß. Venedigs Kerker wurden 1797 zerstört, die „Bastille“ 1789 vernichtet, von „Schlüsselburg“ (1917) kein Stein auf dem anderen gelassen . . .

Frankreich nimmt uns auf. Zwar Schloß If auf kleiner Felsenklippe (berühmt durch Dumas Roman „Der Graf von Monte Christo“, St. Martin de Ré (unseligen Angedenkens) und Fort Vincennes bestehen noch, aber die „Bastille“, jenes feste Schloß Karls V., mit seinen 8 mächtigen Türmen und der geheimnisvollen Geschichte, ist nicht mehr. Die Bastille hat seltsame Gefangene beherbergt, so den berühmten Mann mit der „Eisernen Maske“, den Marquis de Sade, den frechen Abenteurer Latude, ferner die Dichter Voltaire und Diderot . . . Hier hat einst auch Marquis de Mirabeau an seinen großen Umsturzplänen gesonnen . . .

Man kennt die berüchtigten „Lettres de cachet“, wodurch man mitten in dunkler Nacht den ahnungslosen Schläfer überraschte: Ein Wagen fährt vor, — Schläge hallen an die Tür, „Au nom du roi!“ — erschreckte Dienerschaft, Verhaftung . . . Fort braust der Wagen, — Zugbrücken raseln, Tore öffnen und schließen sich — — vielleicht auf immer?! Niemand weiß Grund noch Ursache, — und so hat Frau Tama leichte Arbeit.

Eine Person, um die sich schon zu Lebzeiten der Schleier des Geheimnisses wab, mag hier ausführlicher Beachtung finden, der große Unbekannte, der Mann mit der „Eisernen Maske“. Die Fabel erzählt recht reizvoll aber unrichtig, er sei aus fürstlichem Geblüt, wahrscheinlich der verborgene Thronerbe und Sohn der Königin Anna von Frankreich; denn einen anderen Sprößling ihrer Liebchaft mit Mazarin habe sie als Ludwig XIV. auf den Thron geschmuggelt! Eine andere Version spricht von einem Zwillingbruder des Sonnenkönigs. Der Gouverneur rede nur stehend mit dem Gefangenen, den Hut in der Hand. Tag und Nacht wird der Unglückliche bewacht, die Posten haben Weisung, ihn beim leisen Wort zu töten. — er trägt eine undurchdringliche Maske. Während seiner früheren Haft auf der Insel St. Marguerite soll einem Liebesverhältnis mit der Wärterin ein Kind entsprossen sein, das sorgsam erzogen wurde, weil es „buona parte“, von guter Seite stamme . . . es kam dann später als Bonaparte (Napoleon) auf den Kaiserthron! Leider ist die Wirklichkeit etwas weniger romantisch, denn es darf als erwiesen gelten, daß es sich um den bestochenen italienischen Staatssekretär Mafiosi gehandelt hat, der wegen Verrates wichtiger französischer Geheimnisse unverhohes ausgehoben wurde und für immer in der Bastille verschwand.

Interessanter und auch älter ist die Geschichte des Towers. Der Ursprung dieses majestätischen Londoner Festungsbauteils soll noch über die Zeiten Wilhelms des Eroberers (1066) bis auf die Römer zurückgehen. Wohl kein europäischer Bau kann auf eine gleich glanzvolle und gleich blutige Geschichte zurückblicken, denn an diese Feste knüpft sich fast die ganze englische Geschichte. Der Tower war die Wohnung der früheren Könige, der Schauplatz froher Gelage und gräßlicher Verbrechen. Eine Fülle dramatisch-poetischer Gestalten drängen sich auf. Hier finden wir das Gemach der unglücklichen Neuntage-Königin Jane Grey, hier war die Zelle des Sechelden und Gelehrten Walter Raleigh; im Towerhof ward auch die Gattin Heinrichs VIII. Anna Boleyn hingerichtet. Die Geschichte des Tower scheint mit Blut geschrieben, seine Gewölbe und Hallen von Seufzern und Stöhnen durchhaucht. Im Halbleuturm erstach man Heinrich VI. in der Kapelle, als er vor dem Kreuze kniete. Herzog Clarence wurde im Wein ertränkt, die jungen Prinzen Eduard und Richard von York ermordete man hier auf Befehl ihres Oheims Richard II. Einer der Towertürme führt noch heute den Namen Blutiger Turm! Außer der Geschichte russischer Zaren hat die Welt nicht seinesgleichen, und noch heute scheinen die düster drohenden Mauern des Towers, die mit Namen unglücklicher Gefangener bedeckten Wände der Verliehe durchschauert von jenem unnennbaren Grauen schredensvoller Geheimnisse . . .

Was ist eine Pferdestärke?

Der Begriff „Pferdestärke“ spielt in unserem heutigen Leben eine große Rolle. Denn die Pferdestärke ist das Maß der maschinellen Arbeitsleistung, und da heute überall, in Landwirtschaft, Gewerbe und selbst im Haushalt die Maschine zum Helfer und Arbeiter geworden ist, so ist auch die Bezeichnung „Pferdestärke“ zu einem der häufigsten und meistgebrauchten Fachausdrücke im Sprachschatz sowohl des Fachmannes als auch des Laien geworden. Aber was ist eigentlich eine Pferdestärke? Die Antwort auf diese Frage wird so mancher nicht oder doch wenigstens nicht genügend genau geben können, der jene Bezeichnung vielleicht täglich im Munde führt. Also wir verstehen unter einer Pferdestärke im technischen Sinne eine Leistung, die darin besteht, ein Gewicht von 75 Kilogramm in einer Sekunde um ein Meter zu heben, oder auch, was auf dasselbe herauskommt, ein Gewicht von 1 Kilogramm in einer Sekunde um 75 Meter,

oder ein Gewicht von 3 Kilogramm in einer Sekunde um 25 Meter zu heben. Immer muß die Zahl der Kilogramm, multipliziert mit der Zahl der Meter, um die jene innerhalb einer Sekunde gehoben werden sollen, die Zahl 75 ergeben. Auf die Hebung von Gewichten werden die Leistungen aller unserer Maschinen, so verschieden sie in ihrer Arbeitsweise auch sein mögen, immer bezogen.

Eine Maschine von einer Pferdestärke ist allerdings nur eine sehr kleine Maschine, wie sie für gewerbliche Zwecke heute kaum mehr Verwendung findet. Für gewöhnlich rechnen unsere Arbeitsmaschinen nach Dutzenden oder auch Hunderten von Pferdestärken. Eine Dampfmaschine von 100 Pferdestärken wäre nach dem Gesagten eine Maschine, deren Kraft und Leistungsfähigkeit ausreicht, um in einer Sekunde 7500 Kilogramm um ein Meter zu heben oder 7500 Sekundenmeterkilogramm zu leisten, und in ähnlicher Weise können wir

zunehmend auch die Leistung jeder anderen Maschine, die uns durch die Zahl ihrer Pferdestärken gegeben ist, verstehen und uns anschaulich machen.

Hierzu sei übrigens bemerkt, daß die „Pferdestärke“ im technischen Sinne, also als maschinelles Leistungsmaß, ein ganz erhebliches Stück größer ist als die Leistungsfähigkeit eines Pferdes von Fleisch und Blut. Die Leistungsfähigkeit eines wirklichen Pferdes beträgt nur etwa zwei Drittel einer „Pferdestärke“ oder, wie man auch abgekürzt schreibt, einer PS. Die Arbeitsleistung eines erwachsenen Mannes hingegen ist im allgemeinen eine solche, die der Hebung eines Gewichts von 8 Kilogramm um ein Meter innerhalb einer jeden Sekunde entspricht. Unter Umständen kann allerdings auch ein Mensch eine Arbeitsleistung von einer vollen Pferdestärke erzielen. Nehmen wir an, daß ein Mann, der gerade 75 Kilogramm wiegt, eine Treppe sehr schnell hinaufrennt. Er wird dann in einer Sekunde sehr wohl sechs Stufen steigen. Sechs Stufen haben zusammen die Höhe von etwa gerade einem Meter. Der Mann hat dann also ein Gewicht von 75 Kilogramm, nämlich sein eigenes Körpergewicht in einer Sekunde um ein Meter gehoben, mithin eine volle PS geleistet. Allerdings wird er diese gesteigerte Arbeitsleistung nur für ganz kurze Zeit, nur höchstens einige Sekunden lang, ausführen können und dann erschöpft zusammenbrechen, während eine Maschine von 1 PS. diese Leistung ununterbrochen stundenlang seine Leistung von 50 Sekundenmeterkilogramm auszuführen imstande ist.

Die Naturalien des Leichenwärters.

Eine Gerichtsverhandlung vor dem Schöffengericht München-Land entrollte einmal ein seltsames Bild von den Gepflogenheiten eines Leichenwärters, die diesen Mann vor den Richter gebracht hatten. Er nannte es sein gutes Recht, aber die Polizei nannte es anders. Er behauptete, dieses Recht schon 22 Jahre genossen zu haben und kam auf seinen Schwiegervater zu sprechen, der auch ein Leichenwärter gewesen war und besagtes Recht sogar 37 Jahre innegehabt hatte. Welches Recht? fragt einigermaßen schauernd der Leser.

Nun, der Leichenwärter war angeklagt, sich von einem Toten die fast neuen Schnürschuhe, Socken, Ledergamaschen angeeignet zu haben. Er hielt das, wie gesagt, für sein Recht.

Der Angeklagte war ohne besondere Anstellung durch die Gemeinde stillschweigend nach dem Tode des Schwiegervaters Leichenwärter geworden, hatte die Stelle also gewissermaßen geerbt, und behauptete vor Gericht, er habe es auch nur so gemacht wie sein Schwiegervater. Er bekäme für seine Arbeit bei einem Todesfall 10 Mark, und das sei etwas wenig. Daher überlasse man ihm die Sachen als Vergütung.

In der Verteidigungsrede machte der Anwalt interessante Ausführungen über manche auf dem Lande üblichen Bräuche. So bekäme in normalen Todesfällen der Leichenwärter von einem männlichen Toten das Hemd, von einer weiblichen die Nachtkleide und von beiden das Leinentuch. Der Staatsanwalt ließ sich davon überzeugen und in diesem Punkte die Anklage fallen.

Eskimos sind aus Amerika?

Ein dänischer Arzt war zehn Jahre lang Leiter eines Krankenhauses in Julianehaab in Grönland und machte während dieser Zeit interessante und aufschlußreiche Studien über seine Patienten, die durchweg zur Rasse der Eskimos gehörten. Nach seiner Rückkehr berichtete er in einer Reihe von Vorträgen in Kopenhagen über Untersuchungen der Bluteschaffheit der Eskimos, worüber er eine genaue Statistik festgelegt hatte. Er teilte mit, daß der Blutstyp dem der amerikanischen Indianer so nahe stehe, daß man den Schluß ziehen könne, die grönländischen Eskimos seien Blutsverwandte der amerikanischen Rothäute und als Nachkommen der Indianer zu betrachten.

Motore als Einbruchshelfer.

Die Technik der schweren Jungens schreitet erstaunlich fort, wie die neuesten Schaufenstereintrüche beweisen, die in letzter Zeit aus verschiedenen deutschen Großstädten gemeldet werden. Es handelt sich hier offenbar um eine ständige Kolonne, die nach einem bestimmten System arbeitet. Der Trick dieser Bande besteht darin, daß sie mit Motorrädern vor das zu plündernde Geschäft fahren und die Motore der Maschine mit voller Kraft knattern lassen. Gewissermaßen unter dem Schutze dieses Lärms drücken sie die Schaufensterscheibe ein und berauben die Auslagen. — Die Geschäftswelt sei vor diesen „Motorpezialisten“, die leider schon Schäden genug angerichtet haben, eindringlich gewarnt!

Briefe auf Birkenrinde. Eine merkwürdige Völkerschaft der Polarzone ist der Stamm der Jutagiren, die besonders von Boldemar Johelson erforscht worden sind. Es ist ein mongolischer Stamm. Wie Johelson mitteilt, hat sich die den Jutagiren eigentümliche Schrift nur noch bei zweien dieser Volksplitter erhalten. Die Sprache der Jutagiren ist, wie viele sehr alte Sprachen, keineswegs einfach. Die Schrift ist eine Bilderschrift, die aber zwischen einer bloßen Zeichnung (Andeutung von Wildspuren, Lagern, Wegen usw.) und feingezogenen Figuren und Mustern schwankt. (Bestere werden zum Beispiel bei Liebesbriefen angewendet.) Als Briefpapier pflegen die Jutagiren Birkenrinde zu verwenden. Es ist erstaunlich, was für hübsche und verwickelte Muster durch diese Art der Mitteilung entstehen. Man schreibt mit einer Messerspitze. In einem solchen Briefe, der an den Reisenden gerichtet war, gestanden zwei jutagirische Mädchen dem Verreisten ihre Neigung, die sie ihm mündlich nicht zu bekennen wagten. Der Reisende fand das rührende Schreiben, das die beiden Jutagirinnen gemeinsam, ohne eine Regung von Eifersucht, verfaßt hatten, erst nach seiner Abreise; er war mittels bunter Rattunstreifen am Mast seines Bootes befestigt. Ein Häuflein von hundertdreißig Menschen war es, bei dem sich noch so interessante Spuren einer fabelhaft alten Gesittung fanden.

Er soll zur Strafe seine Frau küssen. Die amerikanischen Richter greifen oft zu recht eigenartigen Strafen. Mitunter fällen sie Urteile, die sich im ersten Moment ganz nedisch ausnehmen, die aber bei näherem Hinsehen recht grausam sein können. Das war der Fall bei einem gewissen Herrn Makkade in New York. Er war beschuldigt, seine Frau geschlagen zu haben. Er bestritt das zwar insofern, als er behauptete, seine Frau sei stets der angreifende Teil gewesen. Er selbst habe nur von seinem guten Recht der Verteidigung Gebrauch gemacht. Immerhin, der Rücken und sonstige Körperteile von Frau Makkade zeigten verdächtige blaue und gelbgrüne Flecken. Herr Makkade konnte solche Flecke nicht aufweisen. Er meinte zwar, das käme daher, daß seine Frau eine so ungemein empfindliche Haut besäße, während er in dieser Beziehung „sehr abgehärtet“ sei. Aber der ärztliche Befund sprach doch mehr dafür, daß bei den häuslichen Szenen die Frau das Opfer war, und nicht der Mann. Und nun fällte der Richter folgenden Spruch: Herr Makkade wird dazu verurteilt, seine Frau jeden Morgen zu küssen. Und zwar sechs Monate lang. Erfüllt er einmal seine Küsspflicht nicht, so muß er auf sechs Monate ins Gefängnis. Herr Makkade hatte also die Wahl. Sie fiel ihm nicht leicht. Er überlegte lange. Das war zu begreifen. Man mußte eben Frau Makkade kennen, um die ganze Schwere dieses Entschlusses nachzufühlen. Schließlich siegte doch die „Liebe“. Nicht die Liebe zu seiner Frau, sondern die zur Freiheit. Lieber noch küssen, als brummen! So dachte Herr Makkade wenigstens, als er vor dem Richter stand. Wie er am nächsten Morgen dachte, wird leider nicht vermeldet.

Modestorgen der weiblichen Heilsarmee-soldaten. In dieser Zeit, wo alle Frauen die Mode lieben, können selbst die weiblichen Heilsarmee-soldaten sich nicht länger ihr ganz und gar verschließen. Schon sind die blauen Röcke ein wenig kürzer geworden, und jetzt haben die englischen Heilsarmeedamen den neuen Führer der Heilsarmee, den General Higgins gebeten, ihnen doch zu erlauben, kleinere Rapotten zu tragen, wahrscheinlich, damit man das Gesicht besser sehen kann. Wie der General erzählt, wird er mit solchen Bitten geradezu überschwemmt, denn der die Heilsarmeedamen regelnde Kommandant Wilson hat sich in dieser Beziehung als sehr schwerhörig erwiesen. Die vielen Tausende von Rapotten, die jährlich von ihm ausgegeben werden, sind immer noch die gleichen, unförmigen Kopfbekleidungsstücke, die den weiblichen Soldaten so sehr mißfallen. Sie werden es auch bis auf weiteres bleiben, denn Higgins hat sich ebenfalls für ihre Beibehaltung ausgesprochen.

Fröhliche Ecke.

Am Bahnhof. Es kommt einer dahergerannt: „Erreiche ich den Zug nach Bern noch?“ — „Ich weiß nicht, vielleicht holen Sie ihn noch ein, er ist vor fünf Minuten abgefahren.“

Vertauschte Rollen. „Emil, wat sagste nu, Rutshle hat seine Stenotypistin geheiratet!“ — „Abwechslung, lieber Freund. Erst hat er diktiert, nun klet!“